



Foto: Arno Declair

den Kurort in den Ruin treiben – oder die Sache vertuschen, den Wohlstand des Städtchens und die eigene Karriere nicht gefährden.

Stefan Sterns Badearzt ist ein naiver Parzival, den seine Kati „so süß“ nennt. Dem schmierigen Charme von Ingo Hülsmann als Bürgermeister, dessen kalkulierten Machtgebärden hat er wenig entgegenzusetzen. Diese Figuren wirken zunächst stereotyp, auch

hingegen entpolitisiert das Stück und verzerrt die Figuren. Hovstad und Billing haben so viel Fallhöhe wie das Riesensofa, von dem sie unentwegt plumpsen. Hipster, die die Standfestigkeit eines Grashalms besitzen. Worum geht's also? Um eine Gender-Debatte? Schließlich ist Dröses Arzt eine Ärztin, Sabine Waibel gibt sie als impulsive, charmant patente Blondine, die in der Männerrunde die Hosen an hat. Ihr Weichei von Ehemann eignet sich nur zum Teekochen. Ein Rollenwechsel mit Folgen – Haltung, aufrechter Gang scheint plötzlich ein Privileg der Frau. Wie schon in Lukas Langhoffs Inszenierung beim Theatertreffen 2012, die einen Migranten als Volksfeind hatte, zeigt sich: Das augenfällige Anderssein lenkt eher ab vom Kern des Stücks. Und der lautet: Moralisch gefährdet sind wir alle.

Standpunkte spielen

Berlin hat momentan mindestens zwei Volksfeinde: An der Schaubühne hat Thomas Ostermeier das Ibsen-Stück inszeniert, am Maxim Gorki Theater führte Jorinde Dröse Regie.

BARBARA BEHRENDT

1 | **Stefan Stern** an der Berliner Schaubühne.

2 | **Matti Krause, Sabine Waibel und Gunnar Teuber** im Maxim Gorki Theater.

Thomas Ostermeier war wenig begeistert, dass kurz nach seiner Schaubühnen-Premiere auch am Gorki der „Volksfeind“ gespielt wird. Er sei der erste gewesen, der das Stück für Berlin angemeldet habe, sagte er dem *Tagesspiegel*, und in Zeiten des „Kulturinfarkts“ sei es doch wichtig, dass nicht überall das Gleiche laufe. Nach Jorinde Dröses Premiere musste er beruhigt sein: Die beiden Inszenierungen dieses „Stücks der Stunde“ haben herzlich wenig miteinander gemein.

Ostermeier, dessen Inszenierung im Sommer in Avignon Premiere hatte und zu Saisonbeginn nach Berlin wanderte, verortet den Ibsen-Klassiker im heutigen linksliberalen Milieu. Wenn der Arzt Stockmann von der Arbeit kommt, sitzen der Drucker Billing und der Journalist Hovstad im Wohnzimmer, füttern Spaghetti und schrammeln auf der Gitarre. „Ey, Stockmann, damit wirst du übelst berühmt, Alter!“, sagt Billing, als die chemischen Untersuchungen das Gift im Kurbad nachweisen. Ernst wird es plötzlich, als Stockmanns Bruder, der Bürgermeister, die Alternative klarstellt: Entweder die Wahrheit aufdecken und

die Entwicklung der Opportunisten Hovstad und Billing überrascht kaum. Doch Ostermeier legt den Konflikt des Stücks – Wahrheit oder Existenzsicherung – eindringlich frei. Es ist eine politische Inszenierung, ganz inhaltlich orientiert, ein Realismus, der sich für extravagante Mittel nicht interessiert. „Altmodisch“ vielleicht, aber spannend. Wenn Stern sich mit dem französischen Protestpamphlet „Der kommende Aufstand“ ans Publikum wendet, will er den Zuschauern eine Entscheidung abfordern: Wie viel Aufklärung hält die Gemeinschaft aus, bis sie jemanden als Volksfeind diffamiert? Jorinde Dröse

Dazu hat Dröse „Regie-Einfälle“ aus zweiter Hand parat, die allesamt nicht komisch, höchstens albern sind: Man stolpert über eine Teppichfalte, kraxelt auf Möbel und blödel sich so durch. Dass aus der lebensfrohen Frau Dr. Stockmann eine Hasspredigerin à la Gudrun Ensslin wird, ist ganz unplausibel; eher hilflos, wie die Regie dafür das Pausenfoyer bespielt. Selten hat man einen politisch brisanten Stoff so verpuffen sehen, wenn Sabine Waibel im Finale über eine bedeutungsschwer apokalyptische Bühne stolpert und als pubertäre Amokläuferin den Countdown probt.



Foto: Bettina Stöb

Foto: Arno Declair



Mehrzweckhallenstars

Am Deutschen Theater Berlin inszenierte Stephan Kimmig die Uraufführung des neuen Stücks von Yasmina Reza. Das kreist in mehreren Windungen um das Verhältnis von Literatur zum Leben des Autors.

BARBARA BEHRENDT

Liebhaber der Literaturszene kennen sie: die Siegeszüge der Autoren durch alle Hintertupfingens dieser Welt, wo sie aus ihrem Werk lesen und auf dem roten Teppich schreiten, den der Bürgermeister ausgerollt hat. Der Schriftsteller als bester Vermarkter des Textes – mit seiner Stimme, seiner Vita bürgt er für dessen Verkaufswert.

Wieviel Autobiographisches steckt in einem Text, wo fängt die Fiktion an? Das sind die Fragen, die Yasmina Reza in ihrem neuen Stück „Ihre Version des Spiels“ dreifach bespiegelt. In mehreren Verschachtelungen erzählt sie von zwei Autorinnen: Die öffentlichkeits-scheue Natalie Oppenheim präsentiert bei einer ihrer seltenen Lesungen in einer Mehrzweckhalle das neue Buch, das von Gabrielle handelt, die ebenfalls ihr neues Buch druckfrisch in Händen hält. Das Stück, man ahnt es, will eine Persiflage sein auf den Literaturbetrieb. Wie bei jedem Starkult wird es für den Rezipienten erst so richtig spannend, wenn sich Kunst und Privates mischen: Autor und Protagonist haben den glei-

chen Beruf? Eine Autobiographie! Um den Kulturbetrieb ging es schon in Rezas Bühnenrenner „Kunst“, doch mit jenem Esprit und Sprachwitz, mit jener Pointen- und Treffsicherheit kann „Ihre Version des Spiels“ nicht mithalten. Und an den Attitüden jener Mittelschicht, auf die es „Der Gott des Gemetzels“ abgesehen hatte, zielt er ebenfalls vorbei. Während sich die früheren Stücke als punktgenaue Konversationssatiren erwiesen, wo unterm dünnen Firnis der Toleranz die Aggressionen brodeln, verhält es sich hier eher umgekehrt: Selbstbezüglich stellt das Stück die Probleme gleich in den Mittelpunkt, die ironischen Seitenhiebe flankieren das nur. Ein Insider-Text für Literaturkenner, zwar elegant und klug, durchsetzt von Zitaten und Verweisen – aber letztlich ein peripheres Phänomen.

Dass Stephan Kimmig dem Stück bei der Uraufführung nicht ganz zu vertrauen scheint, wundert wenig. Die Zuschauer spielen das Publikum der Lesung: Auf der Bühne sitzen sie und hören zu, wie eine energiegeland munte-

re, auf ihre Hartnäckigkeit stolze Journalistin die Schriftstellerin mit Fragen zu ihrer Person foltert. Der kunstbe-flissene Bibliothekar küsst derweil fast die Füße der Star-Autorin. Katrin Wichmann, Corinna Harfouch und Alexander Khuon sind als Dreigestirn hinrei-ßend, keine Frage. Mit festgewachse-nem Lächeln und der kalten Arroganz schöner junger Frauen gibt Wichmann die dreiste Journalistin.

Khuon führt zunächst sein Comedy-Potential vor, nestelt an der Hornbrille, gibt gebieterisch der Lichttechnik Zeichen, um dann zart und hypersensibel der unkalkulierbaren Autorin zu erlie-gen. Zentrum des Schauspielersabends ist aber Corinna Harfouch. Zunächst verhuscht, verlegen, ein Lächeln andeu-tend, ins Leere starrend, tausendmal Tasche, Brillenetui, Notizblock zurecht-rückend. Mit jeder Frage verrutscht ihr Nervenköstüm mehr, sie explodiert, knallt ihr Buch auf den Tisch, bis sie schließlich zu zynischer Gelassenheit findet. Das ist stets kontrolliert bis in die Fingerkuppe – aber große Schau-spielkunst.

Den zweiten Teil will Kimmig ins Grell-Komische treiben. Die Cocktailparty artet zum Besäufnis aus, der Biblio-thekar geht der Autorin an die Wäsche und kotzt sich schließlich neben dem Klavier aus, und Sven Lehmann hat als selbstverliebter Bürgermeister einen undurchsichtigen Auftritt – so wie dieser Teil ohnehin nur wie ein dünner Appendix wirkt. **T!**

11 Katrin Wichmann, Corinna Harfouch und Alexander Khuon in der Uraufführung von „Ihre Version des Spiels“ in den Kammerspielen des DT Berlin.

KRITIK